

Nr. 81 Bromberg, den 7. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(4. Fortsetzung.)

„Sag doch nicht Paradies," engegnet sie, leise ungehalten. „Du willst die Strubegg ja damit nur geschämig machen, wie das die andern auch tun." Dem widerspricht er mit vielen Worten und singt sogar ein kleines Loblied auf das Anwesen. „Ein besser gelegenes Heimen kann man ja weit und breit nicht finden; es sollte bloß etwas mehr Land dabei sein. Überhaupt, ein Höflein, darauf das schönste Maitli am ganzen Berg aufgewachsen ist, darf eine große Meinung von sich haben."

Eva ist unwillkürlich stehengeblieben. „Wenn du so anfängst, so ist es mir recht, daß ich beim Trittsteig oben abschwenken muß."

Er sucht ihre Augen und sagt aufrichtig: „Ich hab' dir etwa nicht flattieren wollen, es ist mir Ernst. Und jetzt darfst du mir eine kleine Neugier nicht übelnehmen: Hast du den Feuersteinspruch vergessen?"

„Nein, ganz vergessen habe ich ihn nicht," gibt sie nach einigem Besinnen erst im Weitergehen zu. „Aber man weiß doch, daß das Scherzsachen sind. Derlei Verslein wachsen auf allen Bäumen."

„So kann man es freilich auch ansehen," gibt er etwas gedrückt zu.

„Meinst du, ich hätte nicht gemerkt, daß du ein wenig mit den Augen Fliegen gefangen hast in der Störchlistube?" fragt sie nun mit einem leichten Lächeln, ohne ihn jedoch anzusehen. „Aber das wirst du an einem andern Ort wohl auch machen, wenn es dir grad just ums Wundern ist. Wenn ich auch noch jung und dumm bin, so weiß ich doch, wie billig ihr das Schöntun gebt. Ihr habt das allweg zu Zeiten der Kurzweil halber nötig. Du hast ja nebenbei fast nicht gewußt, mit wieviel Artigkeit du deiner Gotte den Sonntag angenehm machen könntest."

„Hat es denn wirklich nach so etwas ausgesehen?" wagt er bescheiden einzuwenden.

„Ich habe es von selber so ausgelegt, wie dergleichen bei euch etwa auszulegen ist. Und da sind wir ja schon beim Trittstein; ich will noch schnell bei meiner Base im Kehr anklopfen."

Sie will kurzerhand von der Straße abbiegen; aber er stellt sich ihr in den Weg und bettelt inständig: „Gelt, das tust du mir doch zu Gefallen, daß ich ein einziges Mal an deinen Schlüsselblumen riechen darf!"

Sie hält ihm den Strauß hin; er faßt behutsam nach ihrem Handgelenk und blickt über die mattgelben Blütenkelche hinweg in ihr frisches, liebes Antlitz. Ist es der hauchfeine Duft der Blumen oder ihre zarte Mädchensüße — sein Herz erblüht und erglüht, er muß ihr den Arm umlegen und die sich leicht Sträubende an sich ziehen.

Sie hat sich rasch freigemacht und steht bereits auf einer der ungefügen Steinstufen des Fußsteiges, etwas über der Straße erhaben. „So etwas paßt nicht für einen, der seit drei Tagen verlobt ist," sagt sie leise, aber sehr ernsthaft. „Der Wehrtanner hat es uns schon am Freitag als wahr erzählt, daß die Ros noch diesen Sommer als Frau auf den Heiletsboden komme."

„Die Ros kommt nicht auf den Heiletsboden — weder diesen Sommer, noch je," gibt Hannes ruhig zurück. „Es muß eine andere sein, oder keine. Du weißt, wer gemeint ist; du könntest mir vielleicht schon heute sagen, ob etwas daraus werden kann."

Sie wiegt leise ablehnend den Kopf. „Einen, der nicht weiß, was er will, so einem hab' ich keinen Glauben."

„Dann will ich warten, bis du den Glauben hast — und wenn es länger als ein langes Jahr dauert. Lebewohl für heut — ich will dir gewiß Zeit lassen."

•

Das Taufmahl ist vorbei. Der Wehrtanner hat sich nicht lumpen lassen; der Tisch mußte sich fast biegen unter Schüssel und Topf. Es ist mit einem guten Weinlein auf das Glück des Täuflings angestoßen worden.

Hannes Fryner hat sich allerdings nicht von Herzen wohltun können. Er hat sich nach dem Erlebnis mit Eva fest vorgenommen, der Ros Amstein schon während des Aufstieges, auf der letzten Wegstrecke, Farbe zu bekennen; aber ihre große Freundlichkeit und Zutunlichkeit, wenn ihm auch beide etwas gezwungen vorkamen, machten ihm das Reden schwer. Und was hätte Urech Leu zu so einer ungereimten Sache sagen müssen — jetzt, am Tauftage! Nein, so zu zweit, auf dem einsamen Steig nach dem Kirschgarten hinab ging es dann wohl leichter.

Die Ros ist beim Taufeschmaus, zu dem auch einige Verwandte eingeladen waren, fast ausgelassen lustig gewesen; sie hat nicht versäumt, hin und wieder am Weinglas zu nippen. Nur auf Augenblicke konnte sie manchmal bockig und wunderlich sein. Einmal warf sie ganz trocken die Frage in die kleine Tischgesellschaft hinein, ob es wohl auch schon vorgekommen sei, daß sich ein Pärchen schon vor der Hochzeit habe scheiden lassen? Der Taufvater gab ihr dafür mit den Augen einen scharfen Verweis. Da legte sie ihrem Götti gleich den Arm um den Hals und sah ihm lachend ins Gesicht: „Gelt, Johann, bei uns zweien kommt das nicht vor, da spielt immer eins von beiden das Gescheitere!" Der Weinhauch aus ihrem Munde war ihm unangenehm; er mußte an sich halten, um nicht mit einem ungeschickten Wort herauszuplatzen. — —

Nun sind die beiden Taufpaten auf sich selber gestellt. Der einbrechende Abend zeigt ihnen noch dürftig den Weg. Ros hat den Arm in den ihres Hochzeiters gelegt und geht mit schöner Hingegebenheit warm neben ihm her. Er klaubt nach Worten, doch das Anfangen kommt ihm mühseliger vor, als er es sich gedacht hat; er ist bequem genug, sich einzureden, es sei wohl heute nicht die rechte Zeit. Sie hängt doch wirklich etwas schwer an seinem Arm.

Da bricht bei ihr nach längerem Schweigen plötzlich ein Wetter los. „Weißt du — jetzt muß es aber heraus, gehauen oder gestochen! So einen Hochzeiter, wie du einer bist, könnte ich am End aller Ende in jedem Straßengraben auflesen!"

Sie hat seinen Arm losgelassen und spricht nun im Halbdunkel, fuchtelnd und ohne jede Mäßigung auf ihn ein: „Weißt, ich bin jetzt lang genug auf den Mund gesessen, dem Onkel Urech zulieb! Ich hab' sogar alles überwildeln und in mich hineinfressen wollen bis nach der Hochzeit. Aber nein, ich wär ja eine Kuh! Meinst du, ich habe es nicht schon gemerkt im Störchli unten? Meinst du, ich habe nicht zusehen können vom Lugeggbänklein aus, wie ihr zwei zusamen geschmuset und einander verherzt habt? Was vorher noch gegangen ist, geht mich nichts an, mein Schnupftüchlein wird auch nicht von selber so verschrumpft geworden sein. Da kannst du es haben, ich nehme es nicht mehr in die Hände, du Blümleinschmecker!"

Sie zerreißt das Tüchlein zu Fetzen und wirft ihm die vor die Füße. „Glaub nur, der will ich schon daran denken! Wird wohl auch ihre Gspusi gehabt haben im Land unten! Wird wohl wissen, warum sie die halbe Zeit heult, wenn es niemand sieht. Du wirst einmal heiß hocken mit so einer — ich sag' lieber nicht, was!"

„Es langt jetzt," sagt Hannes Fryner mit erzwungener Ruhe und macht sich ohne Gruß von ihr weg. Er hört noch, wie sie ihm unter Weinen und Schluchzen nachruft: „Sie ist durch meinen Garten gestampft. Sie hat mich über den Weg hinausgeschupft, ich hang' an einer Wurzel und weiß nicht, ob ich will fahren lassen. Wär vielleicht gescheiter, wenn doch die Welt bloß so ist!..."

Von einem Königlein, einer Australienreise und zwei Absagen.

Am Morgen nach dem Taufesonntag ist Hannes Fryner auf dem Hausplatz mit Pfählespitzen beschäftigt; denn die Zeit ist da, wo die untere Weide bestoßen werden kann. Er ist nur halb bei der Arbeit; es ist doch am vergangenen Tage vieles geschehen, das ihm Grund zum Nachdenken gibt.

Das ältliche Knechtlein Felix Wolfer hat eben zwei Rinder an den Brunnen geführt, der etwa zwanzig Schritte unterhalb des Höfleins in einer Senkung steht, durch eine nur nach Süden offene Bretterhütte gegen Wind und Wetter notdürftig geschützt. Während die Tiere ausgiebig trinken, pfeift er ihnen ein Gesätzlein vor, wie das so seine Gepflogenheit ist. Wohl ist ja noch ein zweiter Brunnen da, er steht gleich vor dem Stalleingang; doch seine Gabe wird für Mensch und Vieh nur dann zu Ehren gezogen, wenn der schwere Bergwinter mit seinen Unbilden den Weg zum Heiletsbrunnen verlegt. Ja man hat sich die Mühe noch nie reuen lassen, selbst durch mannshohe Schneewächten einen Pfad zum „Warmen Brunnen" auszuheben, dessen Wasser auch bei der härtesten Kälte nie im Troge einfriert. Das haben schon Gelehrte gelten lassen, daß der Quell kein gewöhnliches Wasser führt. Selten geht ein Bergler vorbei, ohne sich am Heiletsbrunnen zu letzen. Mancher Bauer führt sein Vieh ein- oder zweimal jährlich von weither an den mächtigen Tannentrog und nimmt auch für sich und die Seinen ein Krüglein voll mit heim. Denn der Brunnen soll nicht bloß Krankheiten verhüten, es sollen auch geheime Glückskräfte in ihm sein. Wanderer und Bergleute lesen immer wieder gern den verwitterten Spruch über der Haustüre des alten Heiletsbodensitzes:

Zur Quell heißt dieses Heymen hie,
Gott schütz die Menschen, Haus und Vieh,
Der Bronnen hat die schöne Gab,
Er gibt umsonst sein Heiltum ab.

Alte Leute wollten wissen, daß vor Zeiten ein Kreuzbild Gottes neben dem Brunnen gestanden, davon er auch seinen schönen Namen bekommen habe. —

Hannes Fryner hat den Hausspruch eben wieder einmal prüfend durchgangen. Es ist ihm geraten worden, ihn durch einen Maler auffrischen zu lassen; doch er findet auch heute wieder, es eile mit dieser Sache nicht so sehr. Da kommt ein Schulmädchen aus einem kleinen Trüppchen vom Karrweg her auf ihn zu; es ist das jüngste der Kirschgartenkinder. Mit einem verschmitzten Lächeln händigt es ihm verstohlen ein Briefchen aus. „Die Ros hat gesagt, ich müsse ihr dann nach der Schul' auch ein Brieflein vom Götti heimbringen!" flüstert es mit der Verschlagenheit einer Eingeweihten und trippelt den andern nach, während Hannes, die Hand mit dem Briefe unauffällig in die Tasche gesteckt, ins Haus und in seine Kammer hinaufgeht.

Auf dem Briefumschlag sind die Worte „Aus Güte" hingekritzelt; um die Buchstaben herum sind mit vieler Sorgfalt kleine Zierpunkte hingesetzt. Die Epistel lautet:

Lieber Johann!

Ich bin verrückt gewesen gestern, denk nicht mehr daran, es ist mir ja zu verzein, wenn so etwas passieren muß, aber ich hab es jetzt eingesehen und will Nie mehr etwas sagen. Komm nur bald, du weißt ja, wie es Schön gewesen ist. Ich glaube, ich käme um die Vernunft, wenn du mir dieses zürnst. Und ich habe gehört, sie sei nichts Apartis, die andere. Das Tüchlein habe ich geholt, befor es noch Tag wahr, weil doch mein Nahmen darauf gestickt ist. Ich habe es beim Kochen verbrannt, denn dieses ist allein Schuld. Aber ein Feuerstein eß ich nie mehr. Daheim habe ich denn also nichts gesagt, sie meinen, Du kommst nun fast alle Tage. Der Vater hat ein Stolz, und wie. Du mußt es meinen Eltern zulieb tun, sie wissen nicht, daß ich so wüst gewesen bin. Es heißt ja schon überal, wir seien Verlobt. Es grüßt und küßt Dich Ros A.

Das Datum heißt, ich liebe Dich,
Und die Adreß, Gedenk an mich.

Hanns Fryner schüttelt nur leise den Kopf. Sie kann ihm leid tun, aber es ist aus. Er wird es auch dem Wehrtanner heute sagen müssen . . .

Während er wieder unten am Hackstocke steht, kommt sein Nachbar vom Überschynhofe, der Ult Kleiner, dahergebeinelt. Aus der zutunlichen Art, wie er sich herzumacht und mit dem und jenem Gesprächsstoffe unauffällig ein Brücklein zu schlagen sucht, läßt sich leicht schließen, daß „das Königlein" irgendein Anliegen hat.

Den Zunamen „'s Königli" trägt Kleiner schon Jahr und Tag. Er hat einmal in einem Buche gelesen, der Bauer, und vor allem der Bergbauer, nehme Kraft seines naturnahen Berufes und seiner Unabhängigkeit eine Vorzugsstellung ein; ja er herrsche gewissermaßen als ein König auf seinem Haus und Hof. Der Kleiner versäumte nicht, diese angelernte Erkenntnis bald überall fleißig zu verkünden; ja er sprach sie in kurzem als seine persönliche Entdeckung an, als die von ihm eigenhändig gefundene Lebensweisheit. Noch liegt ihm sehr daran, seine Idee bei jeder Gelegenheit an den Man oder an die Frau zu bringen, in der Bergstube, im Steiniggrund, ja sogar in den Wirtshäusern zu Schönau. Geld und Zeit reuen ihn nicht, wenn er sich auch vorläufig mit einem einzigen greifbaren Erfolg zufrieden geben muß, eben mit dem Ehrentitel „das Königlein". Dieser ist übrigens bereits auch auf sein Anwesen und auf seine Familie übergegangen. Man sagt nicht mehr „Im Überschyn", man sagt „i's Königlis hine", seine Kinder heißen 's Königlis Heich, 's Königlis Sophie, 's Königlis Karli.

Mit dem Zunehmen der königlichen Ehren hat leider das Wachstum des sachlichen Wohlstandes auf dem Überschyn nicht Schritt gehalten; vielmehr weiß auf dem Berge fast jedes Kind, daß es mit dem Kleiner abwärtsgeht. Diesem Umstand schreibt man es auch zu, daß der Überschyner in der letzten Zeit mehr als einen Anlauf genommen hat, seine Tochter Sophie an den Mann zu bringen. Hannes Fryner ist bald darüber im klaren, daß das Königlein heute auch Absichten nach dieser Richtung verfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht nach Genua.

Skizze von **Erich Baring.**

Weicher Südwind, der mit den blauen Wassern des Golfes von Lion gekost hatte, trug den Duft der zahllosen Rosen von der Terrasse des Schlosses in das Budoir der Herzogin de Vaucluse. Mit zierlichem Luxus war der Raum eingerichtet, wie er Mode geworden, seit Ludwig der Fünfzehnte, der Vielgeliebte, den steifen Barockstil seines großen Vorgängers, mit einem graziösen Lächeln und einer eleganten Handbewegung abgetan.

Gestern hatte ein Geheimkurier aus Versailles die Nachricht aufs Schloß gebracht, daß dem Herzog der Posten des Außenministers winke. Obwohl der stille Herzenswunsch

der ehrgeizigen Schloßherrin nun vor der Erfüllung stand, trug sie eine recht verärgerte Miene zur Schau. Vom offenen Fenster ihres Budoirs blickte sie mit gerunzelten Brauen hinüber nach dem von seinen Parkbäumen umschatteten uralten Schlosse Gimont, das sich auf einem mächtigen Hügel jenseits des Somièrebaches erhob. Unerhört fand sie es, daß sich ihre Nichte, die siebzehnjährige Athenais Françoise Marquise de Savigny glatt weigerte, ihre Hand dem zu reichen, den ihr die Herzogin als Gatten empfahl. Das junge Mädchen war Vollwaise und verfügte über ein bedeutendes Vermögen. Sie lebte — dem Wunsche ihrer verstorbenen Eltern gemäß — im Hause ihres Oheims, des Herzogs. Was war nun natürlicher, als daß die Tante ihren Sohn Guy, einen körperlich wie geistig nicht gerade ausgezeichneten jungen Mann, zum Gatten der bildhübschen und reichen Nichte bestimmte? Doch durch einen Zufall war es der Herzogin de Vaucluse zu Ohren gekommen, daß die schaumgeborene Aphrodite eine ihrer unsichtbaren Rosenketten um die Herzen der schlanken Athenais und des jungen Vicomte de Gimont, des Sohnes ihres Nachbarn, geschlungen hatte.

Plötzlich nahm das Gesicht der Herzogin einen entschlossenen Ausdruck an. Sie ergriff die zierliche Handklingel aus Silber und setzte sie in Bewegung. Als die Zofe erschien, befahl sie ihr, sogleich Fräulein von Savigny zu ihr zu bitten. Ein letztes Mal wollte sie es mit der Nichte im Guten versuchen.

Eine lange Zeit verstrich, bis die Kammerjungfer zu ihrer Herrin zurückkehrte; Mademoiselle sei nirgends zu finden . . .

Alarm im Schlosse! Alle, selbst der Herzog, beteiligten sich an dem Suchen. Doch Athenais blieb verschwunden. Spät am Abend brachte der Obergärtner ein kleines Stückchen resedafarbener Seide. Im Heckenrosengestrüpp habe er es gefunden bei der kleinen, sonst nie benützten Parkpforte, die zu den Wiesen am Somièrebache hinausführe. Kein Zweifel: Athenais war entflohen!

Gleich am nächsten Tage fuhr der Herzog hinüber nach Gimont und besprach in ernstem Tone mit seinem Nachbarn die höchst fatale Angelegenheit, wobei er durchblicken ließ, daß zweifellos René de Gimont seine Hand im Spiele habe. Der Vicomte zuckte als Antwort nur die Achseln, beteuerte aber, daß René seit zehn Tagen in Genua bei Freunden weile. Verärgert kehrte der Herzog zurück und verfaßte sogleich ein längeres Schreiben an den Baron Lannois, den französischen Gesandten in Genua. Der bestieg sogleich seine Staatskarosse und fuhr nach dem Palazzo des Präfekten der politischen geheimen Polizei.

Nach einigen Tagen meldete ein Sbirre dem Baron, daß das gesuchte Paar gefunden sei. In einem sehr einfachen Albergo wohne es. Sofort begab sich Lannois in das recht fragwürdige Absteigequartier und stellte fest, daß die Liebe der beiden jungen Leute sehr groß sein müßte, wenn sie es in dieser übel duftenden Spelunke aushalten konnten. Der Gesandte Frankreichs begriff den jungen Gimont nicht, daß er ein solches Versteck gewählt hatte. Kopfschüttelnd klopfte er an die von dem Sbirren bezeichnete Tür.

Ein Silberstimmchen antwortete, und gleich darauf stand der Baron einem bildhübschen, gertenschlanken Mädchen gegenüber, auf das die gegebene Beschreibung unbedingt paßte. Ängstlich blickte die Kleine bald auf den vornehmen Kavalier, bald auf den Sbirren. „Sie wünschen, Monsieur?" klang es zaghaft.

„Schämen Sie sich nicht, Mademoiselle, daß ich Sie in einer solchen Lage finden muß? Wo ist übrigens Ihr Freund?"

„Er ist zur Zeit . . . zur Zeit . . ."

„Ganz gleich, wo er ist. Er interessiert uns nicht. Kommen Sie mit! Ihre Angehörigen werden Ihnen kein böses Wort sagen, wenn Sie mir versprechen, kein Aufsehen zu erregen. Ich meine es gut mit Ihnen."

Das Mädchen schlug die Augen nieder. „Ist es wahr?" Der Gesandte nickte. Verschüchtert folgte ihm die Kleine, doch als er sie in den geschlossenen Wagen hob, huschte plötzlich ein schalkhaftes Lächeln um ihren hübschen Mund . . .

Ein Schnellsegler brachte die Wiedergefundene nach dem Hafen von Cette. Das Mädchen war auf der Fahrt sehr still, kaum die nötigsten Worte wechselte es mit der würdigen Klosterfrau gesetzten Alters, die der Gesandte als Gardedame bestellt hatte. In Cette angekommen, begab sich die Nonne mit ihrer Schutzbefohlenen sogleich in den vornehmen Gasthof „Zu den bourbonischen Lilien". Der Gesandte hatte diesen durch Eilstafette dem Herzog als Ort der Übergabe der entflohenen Nichte vorgeschlagen.

Als das gerettete Mädchen vor dem Grandseigneur stand und ihn plötzlich mit einem leisen Aufschrei zurücktaumeln sah, brach es in ein allerliebstes, allerdings etwas keckes Lachen aus. „Monseigneur", begann die junge Schöne, „ich danke Ihnen von Herzen für die angenehme, kostenlose Reise nach meiner französischen Heimat. Bereits in Genua merkte ich sehr bald, daß eine Verwechselung vorlag. Aber meine Sehnsucht nach Frankreich war zu groß, als daß ich nicht aus der Situation Vorteil gezogen hätte, zumal da wir, mein Freund und ich, uns völlig überworfen hatten. Ich sage Ihnen nochmals meinen Dank und bitte Sie inständigst um Verzeihung für meine verruchte Tat."

Der Herzog, der Sinn für Humor hatte, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Wo sind Sie zuhaus, Mademoiselle?" erkundigte er sich. „Ich möchte nun auch nicht verfehlen, die Unkosten für den letzten Teil Ihrer Heimfahrt zu bestreiten, wenn Sie es mir gestatten."

„In Montpellier, Monseigneur", erwiderte lächelnd die Kleine. „Mein Vater ist dort ein ehrbarer Beamter, dessen . . . ungeraten Töchterlein mit einem jungen Maler auf und davon gegangen ist. Doch von der Luft und der Liebe allein . . ."

„Ich verstehe, mein Kind", nickte lächelnd der Herzog und streichelte zum Entsetzen der Klosterfrau die rosige Wange des Mädchens.

Die wirklich Gesuchte und noch nicht Gefundene aber stellte sich von selbst wieder ein. Allerdings verstrichen bis zu diesem Zeitpunkt noch volle sechs Wochen. Auch sie kam nicht allein, sondern brachte gleich ihren Gatten mit.

Athenais und der junge Vicomte de Gimont waren in England gewesen und hatten sich dort heimlich trauen lassen. Zwar machte die Herzogin de Vaucluse zunächst ein etwas säuerliches Gesicht und drangsalierte oft ihren Gatten. Der Herzog entzog sich jedoch der schlechten Laune seiner Gemahlin, denn er mußte sehr viel verreisen. Ganz merkwürdigerweise hatte er jetzt immer in . . . Montpellier zu tun.

Frühlingserwachen auf der Landstraße.

Heiteres von G. W. Beyer.

Der Frühling hat auch im Staate Newyork Einzug gehalten. Die Vögel zwitschern in Hecken und Bäumen, und die Kraftwagen knattern durch die Gegend. Es gibt jetzt kein Halten mehr, und in „Blainville Sentinel", einem Blatte, das seinen Abonnenten gegenüber sehr höflich ist, steht zu lesen: „Fräulein Myrtle Roadhopser hat heute die Fahrprüfung glänzend bestanden. Wir wünschen unserer reizenden Mitbürgerin zu ihrem Wagen und ihrem Führerschein herzlich Glück."

Am nächsten Tag steht in „Blainville Sentinel": „Fräulein Myrtle Roadhopser ist heute wegen Überschreitung der Höchstgeschwindigkeit in Haft genommen worden, nachdem sie an der Ecke der Washington- und der Lincolnstreet zwei Männer überfahren hat."

*

Blaffert ist eine Seele von einem Menschen. Kurz vor dem Dorfeingang, mitten auf der Straße, steht eine junge Dame neben ihrem Kraftwagen und kann nicht weiter. Blaffert hilft natürlich.

Er besieht sich den Motor von allen Seiten, kriecht unter den Wagen, macht sich schwarz, verdirbt seine Hose. Schadet alles nichts. Die Hauptsache ist: Nach zwei Stunden läuft die Maschine wieder.

Blaffert will natürlich von einer jungen Dame nichts für seine Bemühungen nehmen. Die Führerin scheint damit durchaus einverstanden zu sein und bedankt sich.

Sagt Blaffert: „Na, meine Dame, jetzt kommen Sie wenigstens mit Ihrem Wagen bis nach Hause."

„Sicher", freut sich die hübsche Fahrerin, „ich wohne ja nur hier gerade um die Ecke."

*

Willibald hat sich einen neuen Wagen gekauft. Schon zwei Tage später kommt er damit bei seinem Händler vorgefahren. Neben ihm sitzt ein junges Mädchen.

Sagt Willibald zum Händler: „Mit Ihrem Wagen bin ich gar nicht zufrieden. Hier, sehen Sie doch einmal selbst. Meine Braut kann nicht zu gleicher Zeit die Handbremse erreichen und das Steuerrad halten."

Der Händler sieht den Wagen, sieht das Mädchen an. Hebt die Schultern bedauernd hoch: „Mein Herr, der Wagen ist so ganz richtig. Aber . . ." er bringt seinen Mund näher an Willibalds Ohr, „. . . wie wäre es, wenn Sie sich eine neue Braut anschafften, die zum Wagen paßt?"

*

Gustav geht über die Straße. Bleibt plötzlich neben einem parkenden Wagen stehen, reißt die Augen auf: „Mensch, Willy, du hast dir eine neue Karre gekauft! Deine alte war doch noch ganz gut."

„Ja", sagt Willy, „ich bin nicht ganz freiwillig dazu gekommen. Gestern war ich zu Fuß in der Stadt, und plötzlich fiel mir ein, daß ich dringend telephonieren mußte. Ein öffentlicher Fernsprecher war nicht in der Nähe. Also ging ich in eine Garage, vor der ich gerade stand. Und wie ich nun telephoniert hatte, da mochte ich nicht wieder aus dem Laden gehen, ohne mir einen Wagen zu kaufen."

*

Alwine und Dagobert unternehmen ihren ersten Frühlingsausflug im Wagen. Die Fahrt ist herrlich. Das Auto läuft wie der Teufel. Die Bäume an der Straße fliegen ebenso wie die Hühner.

Plötzlich bremst Alwine. Irgend etwas ist vor den Wagen gekommen. Dagobert steigt aus, geht zurück, findet einen Mann auf der Straße sitzen: „Hoffentlich ist Ihnen nichts passiert!"

„Danke", sagte der andere und sucht seine Knochen zusammen. „Sie könnten ruhig . . ."

Kommt Alwine angelaufen, freudestrahlend: „Hier, mein Herr, das habe ich zwischen Haube und Kotflügel gefunden: Ihren Hut und Ihren Schirm."

Der andere schüttelt den Kopf: „Die gehören mir nicht! Die stammen wohl von meinem Vorgänger!"

Die Heiratsbörse von Belgrad.

Ein Paradies für heiratslustige Mädchen.

Mazedonien ist ein Paradies für heiratslustige Mädchen. Hier gibt es nur für jeden zweiten Junggesellen eine Braut; denn auf 100 heiratsfähige Männer kommen (wegen der hohen Verluste im Freiheitskampf) nur 50 heiratsfähige Mädchen. Die Bewohner sind zwar Mohammedaner, die das Recht zur Vielehe haben, sie sind aber froh, wenn sie in die Lage kommen, eine Frau heimzuführen. Das ist weder einfach noch billig.

Die jungen Mädchen, die ihren Seltenheitswert kennen, sind launisch und sehr wählerisch.

Der Mann, dem sie in den Harem folgen, muß schön und liebenswert sein. Die Eltern der jungen Mädchen sind überdies noch sehr geschäftstüchtig und wollen, daß der künftige Schwiegersohn auch reich ist. Er muß die künftige Gattin gegen schweres Gold erstehen, und es soll schon vorgekommen sein, daß eine Frau mit ihrem Gewicht in Gold aufgewogen wurde. Papiergeld wird bei einer so ernsten Angelegenheit von anscheinend höchstem geschäftlichen Wert nicht in Zahlung genommen. Gold muß es sein . . .

Natürlich sind nur wenige junge Männer in der Lage, soviel Edelmetall aufzutreiben, wie die meist sehr habsüchtigen Eltern der heiratsfähigen Mädchen fordern. Bei den Mohammedanern muß man von der lyrischen und gefühlvollen Behandlung der Ehefrage absehen. Hier ist sie ein Geschäft. Ein Ehepaar, das mehrere Töchter besitzt, ist darum reich. Dort gilt nicht das Witzwort, das früher bei uns in einem Schlager gesungen wurde: Fünf Töchter, kein Gelächter! Fünf Töchter sind bei den Mohammedanern von Mazedonien Anlaß zu der größten Freude, denn sie stellen ein Vermögen von 50 000 Dinar dar, wenn der Vater nicht sehr geschäftstüchtig ist. Sonst sind sie noch mehr wert.

Ein junges mazedonisches Mädchen „kostet" in des Wortes reinster Bedeutung zwischen 500 und 5000 Mark.

Darum ist unter den Jünglingen des Landes großes Wehklagen.

Dies hat einen tüchtigen Kaufmann gerührt, der den poetischen Namen Suleiman Puritsch führt. Dieser Suleiman sagte sich, daß es ja nicht mazedonische Mädchen sein müßten, sondern daß auch bosnische nicht zu verachten seien. In Bosnien aber gibt es „Heiratsware" im Überfluß. Mohammedanerinnen sind es auch. Warum sollte ein Exportgeschäft mit heiratsfähigen Mädchen nicht ebenso seinen Mann ernähren, wie jeder andere Handel; denn ein Handel ist es dort unten doch nun einmal! Er führte also „bosnische Ware" ein, die sich durch Schönheit auszeichnete; denn die bosnischen Mädchen sind allgemein hübsch von Gestalt und Gesicht. Auch ein wenig vollschlank, wie es die Mohammedaner gern haben.

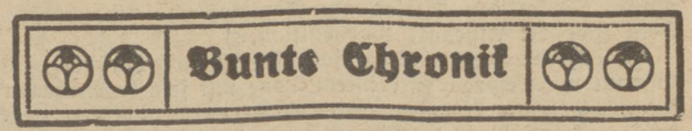
Die „Heiratsbörse" in Belgrad, wohin der brave Suleiman seine Mädels brachte, wurde geradezu gestürmt;

denn Suleiman nahm nur 1000 bis 3000 Dinar, also 80 bis 400 Mark und dazu noch in Papiergeld. Belgrad konnte täglich 1000 Hochzeiten feiern. Da nahte sich das Schicksal in Gestalt der Behörde. Suleiman war verdächtig des Handels mit weißen Sklaven und wurde vor den Richter gezogen.

Es gab nun einen sensationellen Prozeß. Die „weißen Sklavinnen" erschienen höchstselbst vor dem Kadi und erklärten,

daß sie sich durchaus nicht als Sklavinnen fühlten, sondern als glückliche Ehefrauen,

denn durch Suleiman sei es ihnen möglich geworden, in den Stand der Ehe zu treten, worauf sie bei dem Frauenüberschuß in Serbien nie zu hoffen gewagt hätten. Suleiman wurde freigesprochen. Er betreibt sein Geschäft weiter und hat Erfolg. („Königsb. Hart. Ztg.")



Die Tschechoslowakei feiert Wallenstein.

Im nächsten Jahre jährt sich zum 300. Male der Tag, an dem Wallenstein die Augen schloß, um „einen langen Schlaf zu tun". Der Todestag des Feldherrn wird in der gesamten Tschechoslowakischen Republik feierlich begangen werden. In München-Grätz, wo Wallensteins Leichnam beigesetzt wurde, wird ein Wallenstein-Denkmal errichtet, das am Todestage enthüllt werden soll. Über die Gestaltung des Denkmals ist noch keine endgültige Entscheidung gefallen. In anderen Städten wird das Andenken des Friedländers durch Feiern und Theateraufführungen geehrt werden. In der böhmischen Stadt Mies werden Wallenstein-Festspiele stattfinden.



Eine gewagte Äußerung.



„Was Sie nicht sagen, Herr Liebreich? Da bin ich aber doch platt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.